

LOS!

Birgit Schulz
verlässt die Stiftung.
1977 begann sie, in der
Stiftung zu arbeiten, und
ist geblieben. Bis jetzt.
Was sie aus 37 Jahren
Alsterdorf mitnimmt, lesen
Sie ab Seite 30



**Gleiche Chancen
für alle Kinder?**
Soziale Inklusion an
Schulen diskutieren
Experten ab Seite 16



**Sterbehilfe –
ein bewegendes
Thema**
Im Interview dazu
Dr. Michael Wunder,
Mitglied des Deutschen
Ethikrates auf Seite 22



»»Titelthema: Chancen

- 4 Erfolgreich anders**
Das Top-Model Chantelle Brown-Young
- 10 Vielfalt als Chance für Unternehmen**
Wer diskriminiert, verliert
- 16 Fack ju Göhte – gleiche Chancen für alle Kinder?**
Wie können wir Kinder aus sozial schwachen Familien in unser Bildungssystem integrieren?
Ein Gespräch mit Experten
- 22 Du sollst nicht Gott spielen – Brauchen wir Sterbehilfe?**
- 34 „Ich gehöre wieder dazu“**
Sabine M. bekam trotz einer Vorbestrafung eine zweite Chance auf dem Arbeitsmarkt

»»Kolumne

- 8 Jeder Mensch braucht Teilhabe**
Hanns-Stephan Haas über das, was alle Menschen eint
- 36 Im Land der schlechten Witze**
Wie normal darf und soll man mit Menschen mit Handicap umgehen?

»»Porträt

- 30 „... konsequent und nicht verhandelbar in Richtung Inklusion“**
Birgit Schulz blickt zurück auf 37 Jahre Stiftungsarbeit
- 38 Auf einen Kaffee mit Pastor Eckart Drews**
Werner Momsen auf Chefvisite bei dem Geschäftsführer der „tohus“ gGmbH

»»Schnapschüsse

- 14 Welche Chance haben Sie schon einmal ausgeschlagen?**
Geschichten, die das Leben schreibt

»»Engagement

- 26 Bessere medizinische Versorgung von Menschen mit Behinderung**
Das MZEB ergänzt ab sofort das Angebot von Haus- und Fachärzten
- 28 Ein Hamburg-Krimi mit einem schrecklich realen Hintergrund**
„Handicap mit Todesfolge“

»»Rubriken

- 6 Auf einen Blick**
- 7 Veranstaltungen**
- 7 Impressum**

Fotos: Axel Nordmeier, privat

»»Bildungserfolg für alle?

Ein Expertengespräch über soziale Inklusion an Schulen

»»Die Gestalterin

Vorständin Birgit Schulz verabschiedet sich nach 37 Jahren in den Ruhestand

»»Leben oder sterben?

Ethikratmitglied Dr. Michael Wunder im Interview zum Thema Sterbehilfe

TITELTHEMA

Erfolgreich ANDERS

Das kanadische Supermodel Chantelle Brown-Young startet durch, gerade wegen ihrer **Andersartigkeit**. Sie ist auch Botschafterin für Diversität und Toleranz.

Text: Anne Rütten, Foto: Thomas Niedermüller für GALA

Als sie vier Jahre alt war, entdeckte Chantelle Brown-Young den ersten weißen Fleck auf ihrem Bauch. Die Diagnose lautete Vitiligo, eine Hautkrankheit, die dazu führt, dass an einigen Stellen des Körpers keine Farbpigmente mehr gebildet werden und weiße Flecken entstehen. Sie bewarb sich trotzdem bei der Fernsehshow „America's next Topmodel“ und wurde gerade wegen ihres ungewöhnlichen Aussehens zum It-Girl, das heute das Gesicht von Top-Marken wie Diesel und Desigual ist. Ihre Bekanntheit sieht die Kanadierin als Chance für die Verbreitung einer Botschaft, die ihr sehr wichtig ist: Wir sind alle unterschiedlich und diese Verschiedenheit ist es, was uns einzigartig und wunderschön macht. ««

»»Info

Chantelle Brown-Young wurde 1994 in Toronto, Kanada geboren. Weil sie wegen ihrer Hautkrankheit gehänselt wurde, brach sie im Alter von 16 Jahren die Highschool ab. Heute modelt die 20-Jährige unter dem Namen Chantelle Winnie für bekannte Modelabels und versucht, über diverse Social-Media-Kanäle die Botschaft der Schönheit in der Imperfektion insbesondere an junge Menschen weiterzugeben.
<http://chantellewinnie.com/>

Das Model Chantelle Winnie (Chantelle Brown-Young) wurde bei den diesjährigen GALA SPA AWARDS als „Beauty Idol“ ausgezeichnet

»»Auf einen Blick



Das neue Team vom Alsterdorfer Kesselhaus ist mit viel Energie und Motivation gestartet

Foto: Miriam Fluß

Restaurant Alsterdorfer Kesselhaus wiedereröffnet

Geschmack am Miteinander ist das neue Motto im Alsterdorfer Kesselhaus. Es beschreibt sehr schön, was die Neuausrichtung ausmacht: Neben einem frischen, modernen Ambiente sind auch mehrere Arbeitsplätze für Menschen mit Assistenzbedarf entstanden. Ob Frühstück oder Brunch, preiswerter und schmackhafter Mittagstisch oder Kaffee und Kuchen – zu jeder Tageszeit gibt es das passende kulinarische Angebot. An den Wochenenden kann das Alsterdorfer Kesselhaus weiterhin für Veranstaltungen sowie Familien- und Firmenfeiern gebucht werden. Im Sommer wird zudem die Tagesförderstätte der alsterdorf assistenz ost gGmbH den Betrieb aufnehmen und das Restaurant durch Zuarbeiten in der Vorbereitungsküche mit bis zu acht weiteren Beschäftigten mit Assistenzbedarf unterstützen.

Kontakt Kesselhaus: Telefon 0 40. 50 77 50 77. Neue Öffnungszeiten:

Montag bis Mittwoch: 10.00 bis 18.00 Uhr, Donnerstag: 10.00 bis 22.00 Uhr, Freitag: 10.00 bis 23.00 Uhr, Sonntag: 10.00 bis 15.00 Uhr.



Foto: Marion Förster

Das EKA ist erfolgreich zertifiziert – v. l. n. r. Michael Schmitz, EKA-Geschäftsführer; Dr. Gabriele Garz, ärztliche Direktorin; Frank Grisafi und Monika Kiese vom TÜV SÜD

Geprüftes Qualitätsmanagement im EKA

Das Evangelische Krankenhaus Alsterdorf (EKA) ist in allen Fachbereichen der Klinik nach der DIN ISO 9001:2008 erfolgreich zertifiziert worden. »Für unsere Patientinnen und Patienten bedeutet die Einführung des Qualitätsmanagementsystems nach der ISO-Norm, dass wir die Abläufe in unserer Klinik nach hohen Standards optimiert haben – für eine zuverlässige, gute und sichere Versorgung«, sagt Dr. Gabriele Garz, ärztliche Direktorin des EKA. Geschäftsführer Michael Schmitz sieht in der Zertifizierung die Weiterentwicklung der ärztlichen und pflegerischen Leistungen: »Wir verstehen sie als Verpflichtung, das Qualitätsmanagementsystem mit Leben zu füllen und weiter an der Optimierung unserer Leistungen für die Patienten zu arbeiten.«



Foto: privat

Veränderungen im Vorstand der Ev. Stiftung Alsterdorf

Ab 1. Juli 2015 wird es einen Wechsel im vierköpfigen Vorstand geben. Birgit Schulz, seit 1977 in der Stiftung und seit 2008 im Vorstand tätig, wird in den beruflichen Ruhestand verabschiedet. Im Zuge der Nachbesetzung werden ausgewählte Verantwortungsbereiche im Vorstand neu verteilt. Hanne Stiefvater, seit Juli 2014 im Vorstand, übernimmt drei Arbeitsbereiche von Birgit Schulz: den Bereich Assistenz für Menschen mit Behinderungen, den Bereich Arbeit sowie das strategische Quartiersentwicklungsprojekt der Stiftung, Q8. Der Alsterdorfer Stiftungsrat hat Dr. Thilo von Trott, ehemals Leiter Public Affairs und Corporate Responsibility des Medienkonzerns Gruner + Jahr zum neuen Mitglied des Vorstands berufen. Er wird unter anderem die Verantwortung für den Bereich Bildung übernehmen. In der nächsten Ausgabe wird Dr. Thilo von Trott vorgestellt.



Foto: St. Pauli Theater Archiv

Kulturtipp: „Lady Salsa“ im St. Pauli Theater

Heiße Rhythmen, farbenfrohe Kostüme, mitreißende Musik: Das St. Pauli Theater bringt mit dem feurigen Stück „Lady Salsa“ den Sommer nach Hamburg. Die charismatische Sängerin Siomara Valdes nimmt die Zuschauer mit auf eine musikalische Zeitreise durch ihr Leben und die kubanische Musik.

Weitere Informationen finden Sie unter: www.lady-salsa.de

HSK ist unter den Kliniken der beste Arbeitgeber Deutschlands

Einmal im Jahr werden in verschiedenen Arbeitsbereichen die besten Arbeitgeber des Landes gesucht. An dem bundesweiten „Great Place to Work®“-Wettbewerb nahm das Heinrich Sengelmann Krankenhaus (HSK) in diesem Jahr bereits zum dritten Mal im Bereich „Beste Arbeitgeber Gesundheit & Soziales“ teil und erzielte Bestergebnisse: Nicht nur zählte es wie in den Vorjahren zu den Siegern, sondern erreichte in der Kategorie „Kliniken“ den 1. Platz unter 83 Krankenhäusern. Das HSK ist damit konkurrenzlos in Hamburg und Umgebung. Die Urkunde und den Preis dafür nahm

ein Team des Krankenhauses für Psychiatrie, Psychotherapie und Psychosomatik Ende Februar in Köln im Rahmen des „Great Place to Work®“-Fachkongresses entgegen.



Foto: Great Place to Work

Stolz nehmen die Mitglieder der Projektgruppe „Great Place to Work“ die Auszeichnung entgegen. Von links: Jette Trapp, Petra Nipken, Wolfgang Bruners, Mario Genkel (Mitarbeitervertretung), Projektleiterin Hannah Funck, Andreas Plaukowitsch (Mitarbeitervertretung) und Sabine Kuck.

Projekt für Sport und Inklusion gestartet

Menschen mit und ohne Behinderung sollen gleichberechtigt Sport treiben können – für dieses Ziel engagiert sich die Stiftung Alsterdorf mit einem neuen Projekt. „Quis“, die „Qualifizierungsinitiative für Inklusion im Sport“, bietet Fortbildungen für Übungsleiter, Sportlehrer, Mitarbeiter und Therapeuten, die inklusive Sportaktivitäten anleiten und organisieren wollen. Das Angebot wird systematisch ausgebaut und soll bis Ende 2016 in die Bildungssysteme von Partnerorganisationen wie z. B. dem Hamburger Sportbund integriert werden, um den inklusiven Sport nachhaltig zu fördern. Finanziert wird das Projekt von der Aktion Mensch.

Kontakt: Christina Göpfert, E-Mail: c.goepfert@alsterdorf.de



Foto: Bughenhagen-Schule Alsterdorf

Sport, Spiel und Spaß in der neuen Halle. Im Hintergrund die barrierefreie Kletterwand, die in ihrer Neigung verändert werden kann.

»»Ihre Meinung

Wenn Sie mögen, teilen Sie uns gerne mit, wie Ihnen unser neu gestaltetes Magazin gefällt. Für Rückmeldungen zu unserem Magazin schreiben Sie an: info@alsterdorf.de oder Evangelische Stiftung Alsterdorf Öffentlichkeitsarbeit, Alsterdorfer Markt 5 22297 Hamburg

»»Termine bis Dezember 2015

JULI

Freitag, 3. Juli 2015
20.00 Uhr, Opernpicknick mit dem Opernloft Hamburg, Marktplatz
Sonntag, 12. Juli 2015
9–17.00 Uhr, Alsterfloh, Marktplatz

AUGUST

Freitag, 14. August 2015
21.30 Uhr, Open-Air-Sommerkino, Marktplatz
Freitag, 21. August 2015
21.30 Uhr, Open-Air-Sommerkino, Marktplatz
Freitag, 28. August 2015
21.30 Uhr, Open-Air-Sommerkino, Marktplatz
Sonntag, 30. August 2015
10–17.00 Uhr, Stoffmarkt, Marktplatz

SEPTEMBER

Freitag, 4. September 2015
ab 21 Uhr, Open-Air-Sommerkino, Marktplatz
Samstag, 12. September 2015
ab 20 Uhr, Nacht der Kirchen, Alsterdorfer Markt / Kirche St. Nicolaus
Sonntag, 13. September 2015
11.00 Uhr, Nacht der Kirchen, Alsterdorfer Markt / Kirche St. Nicolaus
Freitag, 18. September 2015
Ab 18 Uhr, Tanzpalast, Alte Küche
Sonntag, 20. September 2015
9–17.00 Uhr, Alsterfloh, Marktplatz

OKTOBER

Donnerstag, 1. Oktober 2015
10–17.00 Uhr, Begrüßungstag, Alte Küche
Sonntag, 11. Oktober 2015
11–18.00 Uhr, Kartoffelschmaus, Marktplatz
Dienstag, 13. Oktober 2015
15 Uhr, Rechtsanwalt Roth, Fachanwalt für Erbrecht, zum Thema „Behindertentestament“, Alte Küche, Alsterdorfer Markt

NOVEMBER

Sonntag, 15. November 2015
10–17.00 Uhr, Stoffmarkt, Marktplatz
Sa./So. 28./29. November 2015
11–18.00 Uhr, Alsterdorfer Advent, Marktplatz

DEZEMBER

Freitag, 11. Dezember 2015
19.30 Uhr, Feuerzangenbowle – Open-Air-Winterkino, Marktplatz
Freitag, 18. Dezember 2015
Ab 18 Uhr, Tanzpalast, Alte Küche

»»Impressum

Herausgeber: Evangelische Stiftung Alsterdorf
Redaktionsleitung: Sweelin Heuss, verantwortl. Red., und Hans Georg Krings, Tel.: 0 40.50 77 34 83
Redaktionsteam: Marion Förster, Daniela Steffen-Oschkinat, Angelika Bester, Barbara Mintz, Thomas Hülse, Hayo Janssen, Hans Georg Krings, Viola L'Hommedieu, Anne Rütten, Arndt Streckwall, Ute Vöcking, Anne Engleishowe, Frauke Benox
Gestaltung: grafikdeerns.de, Hamburg, Kim Bösch (Grafikpraktikantin)
Titelbild: grafikdeerns.de
Lektorat: Bernd Kuschmann, Berlin
Druck: alsterpaper, Hamburg
Spendenkonto: Bank für Sozialwirtschaft BLZ 251 205 10, Kto 44 444 02 IBAN: DE32 2512 0510 0004 4444 02 BIC: BFSWDE33HAN

Jeder Mensch braucht TEILHABE!

Prof. Dr. Hanns-Stephan Haas ist seit 2009 Vorstandsvorsitzender der Evangelischen Stiftung Alsterdorf



In keinem Zeitalter wurden den Menschen mehr Möglichkeiten für die Entwicklung ihrer eigenen Perspektiven geboten als heute. Aber es ist schwerer denn je, zwischen **guten oder schlechten Chancen** die persönlich richtige Wahl zu treffen. Hanns-Stephan Haas über das, was alle Menschen eint: ihr Streben nach Entwicklung und die Entdeckung eines neuen (alten) Bedürfnisses.

Text: Prof. Dr. Hanns-Stephan Haas,
Foto: Cornelius M. Braun

Wir sind eine Gesellschaft der Chancen und wir leben in einem Zeitalter der Möglichkeiten. Das 21. Jahrhundert steht für das große Versprechen, sein eigenes Leben zu verbessern, sei es für die Reichen, noch reicher zu werden, oder für die Armen, der Armut zu entkommen. Diese beiden Pole definieren die äußersten Grenzen des „Mach etwas aus dir“: Ein amerikanischer Internetmilliardär kämpft um die Chance, einen ganzen Weltmarkt mit seinem Unternehmen zu beherrschen, indessen sich ein chinesischer Wanderarbeiter

Die Grenzen der „Mach etwas aus dir“-Gesellschaft

aus der Provinz Hebei auf den Weg nach Shanghai macht, um dort Geld für seine Kinder zu verdienen, oder ein Flüchtling aus Eritrea, der in ein von Schleppern organisiertes Boot steigt in der Hoffnung, einem repressiven Regime zu entkommen. Wir werden den letzten beiden Beispielen mehr Sympathien zuwenden, gleichzeitig aber einräumen

müssen, dass wir den Milliardär insgeheim bewundern und dem Flüchtling oder Wanderarbeiter leider oftmals achselzuckend gegenüberstehen. Derweil wir selber damit beschäftigt sind, unsere eigenen Chancen zu verbessern: hier mehr Bildung für unsere Kinder, dort eine schöne Wohnung in guter Lage. Jenseits jeder ethischen Betrachtung sind wir daher strukturell gleich: Es ist in uns Menschen angelegt, zu streben. Welche Entwicklung ist denn aber richtig? Der griechische Philosoph Aristoteles bezeichnete das Streben des Menschen als eine ständige Bemühung hin zum Besseren. Er nannte es das „telos“ als moralischen Kern, welcher in der Bewegung zum Ziel enthalten ist. Auch in der christlichen Eschatologie gibt es keinen Zweifel daran, dass wir Menschen einen Weg zu Gott nehmen, der unserem Schicksal eingeschrieben ist. Insofern streben wir, wenn wir im Glauben bleiben, automatisch zum Guten. Dennoch fällt uns aber diese Entscheidung oft schwer: Ist diese Chance, die sich mir bietet, wirklich gut? Angesichts einer Welt von Millionen von Möglichkeiten brauchen wir einen inneren Kompass für gute und schlechte Chancen, und nicht immer ist die Einordnung leicht. Auf den ersten Blick gute Optionen führen uns gerade nicht zu Erlösung und Glück, sondern nur in

deren scheinbare Nähe. Schnell werden wir dann von Treibern unseres Schicksals zu Getriebenen, die von einer Chance zur nächsten wandern, immer auf der Suche nach der Verheißung einer Verbesserung. Dann sind wir beim postmodernen Selbstoptimierungszwang angelangt, bei der Perfektionierung als Selbstzweck, die weder uns glücklich macht, geschweige denn andere. Für die Evangelische Stiftung Alsterdorf ist das Stichwort für eine wertbestimmende Hinterfragung von Chancen die „Inklusion“. Sie ist der Kompass, mit dem sich Chancen bewerten lassen. Damit meine ich nicht nur den engen Begriff von Inklusion, der für unsere Arbeit selbstverständlich ist und unsere tägliche Arbeit für Menschen mit Assistenzbedarf umfasst, sondern den weiteren. Dass alle Menschen, ob sozusagen „normal“ oder eben anders, jeder auf seine Weise, an der Gesellschaft teilnehmen können müssen. Das klingt paradox, denn man würde annehmen, dass „normale“, geistig und körperlich offenbar gesunde Menschen keine Integration benötigen. Dieser Meinung bin ich nicht, alle Menschen brauchen diese Teilhabe. Ich behaupte, dass jeder von uns phasenweise in seinem Lebensmodell nicht richtig aufgehoben ist oder in bestimmten Situationen Erfahrungen von innerlich erlebter oder äußerlich faktisch

erlittener Ausgrenzung macht. Ob es nun die Angst ist, den materiellen Anschluss an die Peergroup zu verlieren, eine fehlende Anerkennung am Arbeitsplatz oder wenn wir zum Beispiel nach einem Umzug in eine neue Stadt alte Freunde und Zusammenhänge vermissen: Wir alle brauchen Inklusion und streben nach Teilhabe an Bedingungen und

Inklusion als Kompass für Chancen und Teilhabe

Strukturen, die uns manchmal offenstehen, oft aber auch nicht. Denn das Leben selbst ist in dieser Hinsicht ein atmendes Prinzip. Wenn wir vor diesem Hintergrund Chancen bewerten und uns die Frage stellen: Ist dies eine Chance, die mir neue Teilhabe ermöglicht? Bin ich mit dieser Möglichkeit meinem Ziel, Teil eines ideellen, gesellschaftlichen oder planerischen Ganzen zu sein, näher gekommen? Gewinne ich einen guten Anschluss an Menschen? Wenn wir das positiv beantworten können, dann haben wir unsere vielfältigen Chancen in den richtigen Horizont eingebettet. ««



v. l.: Max Schwietzer und Silpion-Gründer Patrick Postel sind im wahrsten Sinne des Wortes gut miteinander vernetzt



TITELTHEMA

Vielfalt als Chance für UNTERNEHMEN

Migration, Emanzipation, demografischer Wandel: Unsere Gesellschaft verändert sich und wird immer bunter und damit auch die Belegschaften der Unternehmen. Einige Firmen in Hamburg haben **Vielfalt bereits als Chance** erkannt und fördern sie sogar. Ein wichtiger Schritt, denn wer diskriminiert, verliert.

Text: Birk Grüling, Fotos: Axel Nordmeier

Schwer hängt der Geruch von Mittagessen in der obersten Etage der ehemaligen Wollfabrik in Sichtweite des Hamburger Hafens. Aus einem Aufenthaltsraum dringt das Klappern eines Tischfußballmatches. Max Schwietzer steht an der Kaffeemaschine und füllt Bohnen nach. Zwei Kollegen, auf dem Weg zu einem Meeting, warten scherzend auf die willkommene Stärkung für die zweite Hälfte

des Arbeitstages. „Kaffee und frische Getränke sind nur ein Teil meiner Arbeit“, sagt Schwietzer. Der schlanke Mittzwanziger wischt schwungvoll über den verchromten Automaten, die Festivalbändchen an seinem Handgelenk wippen. Er braucht in einigen Lebensbereichen Unterstützung und arbeitet seit einem Jahr im Büromanagement des IT-Dienstleisters Silpion. 130 Mitarbeiter entwickeln hier IT-Lösungen für Unternehmen

wie Otto oder die Hamburger Sparkasse. Für ihn ist der Job ein Glücksfall, endlich nicht mehr Werkstatt für Menschen mit Behinderung, sondern allgemeiner Arbeitsmarkt. „Ich bin hier ein Teil des Teams. Das ist einfach besser als vorher“, ist er überzeugt. Vermittelt hat die Stelle der integrationsservice arbeit (isa) der alsterarbeit gGmbH, dem Beschäftigungsträger der Ev. Stiftung Alsterdorf. Seit 2009 kümmert man sich dort um

die Integration von Menschen mit Handicap auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt. „In den letzten Jahren hat Hamburg in diesem Bereich einen großen Schritt nach vorne gemacht, vor allem durch das Budget für Arbeit“, sagt Kai Westendorf, isa-Jobcoach. Das Programm unterstützt Unternehmen wie Silpion bei der Schaffung von „inkluisiven“ Arbeitsplätzen mit Lohnzuschüssen und Assistenzdienstleistungen.

Silpion Gründer Patrick Postel war von dem Konzept schnell überzeugt. „Es passt zu uns. Sich für Menschen mit Behinderung zu öffnen, ist für Unternehmen ein Gewinn“, sagt

er. Kurze Denkpause. Vielleicht auch eine gesellschaftliche Verantwortung. Seine Branche sei prädestiniert für eine Vorreiter-

Bis 2025 werden dem deutschen Arbeitsmarkt ca. 6,5 Mio. Menschen weniger zur Verfügung stehen

rolle. „Bunte Hunde gibt es bei uns viele. Sie sind sogar unsere Erfolgsgrundlage.“ Lachen. Geniale, leicht verschlossene Ko-ryphäen sind genauso vertreten

wie wortgewandte Netzwerker. Viele Charaktere, unterschiedliche Prägungen. Vielfalt begreife er als Chance, sagt Postel und

streicht seinen Pferdeschwanz glatt. Auch der gesellschaftliche Wandel macht den Unternehmen Druck. Längst ist Karriere keine

Männerdomäne mehr. Aber nach einer Studie des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung (DIW) gibt es keine einzige Chefin bei den Dax-30-Unternehmen, den größten börsennotierten Konzernen. Der demografische Wandel sorgt für eine immer ältere Bevölkerung. Schon 2020 werden rund 40 Prozent der Beschäftigten in den Unternehmen älter als 50 Jahre sein. Bis 2025 werden dem deutschen Arbeitsmarkt außerdem 6,5 Mio. Menschen weniger zur Verfügung stehen. Um ihren Fachkräftebedarf zu decken, ist die heimische Wirtschaft auf immer mehr qualifizierte Zuwanderung angewie-

sen. Auch das Thema Inklusion auf dem Arbeitsmarkt rückt stärker in den Fokus der Öffentlichkeit. „Unternehmen können nur zukunftsfähig sein, wenn sie die Chancen der Vielfalt nutzen“, bestätigt Aletta Gräfin von Hardenberg, Geschäftsführerin der Charta der Vielfalt. Die Initiative macht sich für mehr Diversität in der Wirtschaft stark. Die Rechnung dahinter ist einfach: Je vielfältiger die Kenntnisse, Erfahrungen und Lebensansichten der Belegschaft, desto größer sind das „Know-how“ und das kreative Potenzial. Doch natürlich ist Vielfalt und die damit verbundenen Bedürfnisse auch eine Herausforderung. Sei es der Vater, der wegen seiner Kinder in Teilzeit oder von zu Hause aus arbeiten möchte, die Managerin, die aufgrund privater Gründe ein Sabbatical plant, oder eine behindertengerechte Anpassung des Arbeitsplatzes. Bei über 75 Prozent aller Dax-Unternehmen kümmern sich deshalb Mitarbeiter des „Diversity Managements“ darum, die soziale Vielfalt, die das Personal zu bieten hat, konstruktiv zu nutzen.

Das ist auch dringend nötig. Denn das vielfältige Arbeitskräftepotenzial wird nicht effektiv genutzt. 80 Prozent der Mütter arbeiten aufgrund von familiären oder persönlichen Gründen in Teilzeit. Deutsche Arbeitgeber rekrutieren nur selten Fachkräfte aus dem Ausland und auch qualifizierte Menschen mit Migrationshintergrund haben bei der Arbeitsplatzsuche schlechtere Chancen. Auch die Inklusion von Menschen mit Behinderung gestaltet sich schwer. Die aktuellen Entwicklungen zeigen zwar, dass die Arbeitslosenzahl der Menschen mit Behinderung seit März 2015 leicht zurückgegangen ist; trotzdem sind sie nach wie vor überdurchschnittlich häufig von Arbeitslosigkeit betroffen.



Max Schwietzer wurde schnell Mitglied des Teams bei Silpion. Offenheit für neue Erfahrungen von beiden Seiten half dabei.

Ein großes Problem: Oft wird Behinderung mit einem Defizit gleichgesetzt und zu wenig als Chance gesehen. Hier müsse dringend ein Umdenken stattfinden, findet auch von Hardenberg. „Wichtig ist die Erkenntnis

am grundsätzlichen Problem hat sich wenig geändert. Laut des Autismus-Bundesverbands sind drei Viertel der Menschen mit Asperger-Syndrom oder hochfunktionalem Autismus trotz guter Schul- oder sogar

Die soziale Vielfalt, die das Personal zu bieten hat, sollte konstruktiv genutzt werden

darüber, dass es kein soziales Thema mehr ist, sondern ein klarer wirtschaftlicher Vorteil für Unternehmen, da diese Menschen oft viele spezifische Talente mitbringen.“ 2013 startete der Softwarekonzern SAP die Initiative, ein Prozent der weltweiten Belegschaft sollen bis 2020 Menschen mit autistischer Störung sein. Sie sollen unter anderem in der Programmierung und Datenqualitäts-sicherung eingesetzt werden. Ein erster Ansatz sicher, aber

Studienabschlüsse arbeitslos. Eine große Hürde: Sie brauchen im Alltag Begleitung und feste Arbeitsstrukturen. Bei SAP kümmern sich deshalb Jobcoaches um die Autisten. Genau das können kleine Unternehmen oft nicht leisten. Alleine aus Goodwill macht das SAP natürlich nicht. Viel mehr geht es um noch ungenutzte Fachkräfte-reserven. Laut Bundesagentur für Arbeit (BA) besitzt der deutsche Arbeitsmarkt aktivierbares Fachkräftepotenzi-

al von bis zu 4 Mio. Menschen. Die Empfehlung der BA: altersgerechte Arbeitsplätze, Angebote zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf oder zur Schaffung einer Willkommenskultur. Genau damit hat man bei Lufthansa Technik in Hamburg gute Erfahrungen gemacht. „Die Luftfahrtbranche tut sich mit Vielfalt nicht sonderlich schwer. Wir sind von Haus aus international aufgestellt und müssen mit einer großen Bandbreite an Aufgaben und Fachgebieten umgehen. „Bei unserer Größe können wir uns natürlich individueller auf die Ansprüche unserer Mitarbeiter einstellen als ein kleiner Betrieb“, sagt Thomas Erich, Pressesprecher von Lufthansa Technik. Seit 2000 bildet das Hamburger Luftfahrtunternehmen im Zweijahresrhythmus bis zu drei junge Gehörlose zu Werkzeugmechanikern aus. Gebärdensprachen-Coaches begleiten sie durch die reguläre Ausbildung und helfen beim Berufsschulunterricht und bei Prüfungsvorbereitungen. „Wir machen das nicht aus sozialem Gewissen. Wir können es uns schlichtweg nicht leisten, junge Talente ungenutzt zu lassen – sei es wegen einer Behinderung oder einer Nationalität“, stellt Erich klar. Ein internationales Unternehmen dieser Größe, das die Vielfalt der Gesellschaft nicht abbildet, sei schlichtweg nicht wettbewerbsfähig. Mit anderen Worten: Wer diskriminiert, verliert. <<<

Kai Westendorf, isa-Jobcoach (links), ist Ansprechpartner für Max Schwietzer



»Kontakt

integrations-service arbeit (isa)
Sebastian Weyhing
Seewartenstraße 10, Haus 2
20459 Hamburg
Telefon 0 40.2 26 33 29
s.veyhing@alsterarbeit.de

Welche Chance haben Sie schon einmal **AUSGESCHLAGEN?**

Einen Job im Ausland, einen Tee statt Kaffee – **kleine und große Möglichkeiten** und Chancen bieten sich uns ständig. Der Haken daran ist: Meistens muss man sich entscheiden. Macht man es, oder eben nicht? Wir haben Besucher des Alsterdorfer Marktes nach ihren verpassten Chancen befragt.

Interview: Anne Rütten, Fotos: Arndt Streckwall



Susann Wabner: Ich habe damals keinen Führerschein gemacht und denke mir heute, dass das vielleicht ganz gut war. Wer weiß, wovon mich das bewahrt hat.

Sylvia Zwielerlein: Ich habe damals das Angebot ausgeschlagen, beruflich aufzusteigen und Supervisorin zu werden, weil es sich nicht mit meinem Wunsch vereinbaren ließ, weiter als Gemeindepastorin tätig zu sein.



Lennart Maaß: Ich bereue es heute, nach der Schule nicht meine entfernten Verwandten in Kanada besucht zu haben. Die kenne ich leider bis heute nicht und finde kaum die Zeit für einen langen Urlaub dort.



Sina Engelbrecht: Ich hatte mal ein Stipendium für einen viermonatigen Auslandsaufenthalt. Den habe ich aber nicht angetreten, um den Job anzunehmen, den ich heute immer noch habe: zwei Mal in der Woche ein Kind zu betreuen, das mir sehr am Herzen liegt.



Torge Schröder: Ich habe heute Morgen die Chance ausgeschlagen, noch schnell auf die linke Spur zu wechseln, um die grüne Ampel noch mitzunehmen.



Juliane Bolduan: Ich wollte mal einen ganz reichen Mann heiraten. Das hab ich nicht gemacht und hab es auch nie bereut. **Dirk Bolduan:** Als ich 18 Jahre alt war, bot sich mir die Chance, in L. A. zu bleiben. Ich bin wieder nach Hause zurückgegangen, aber manchmal denke ich darüber nach, wie es wohl gewesen wäre.



Susanne Heine: Ich habe immer alle Chancen genutzt, die sich mir geboten haben.



Claudia Williams: Kennen Sie diese Spam-E-Mails, in denen man z. B. von einem Anwalt eine Erbschaft angeboten bekommt, bei der man dann um 1,5 Millionen Dollar reicher wäre? Diese Angebote schlage ich regelmäßig aus. **Martina Saunus:** Mein Mann hatte einmal das Angebot, als Beamter für die Europäische Kommission in Luxemburg zu arbeiten. Wir konnten uns aber nicht vorstellen, nach Luxemburg zu ziehen, deshalb haben wir diese Gelegenheit ausgeschlagen.



Vincent Capone: Ich habe letztens erst eine großartige Chance ergriffen, und zwar die, mich neben der Schule schon selbstständig zu machen. Nun ver helfe ich Menschen zu einer besseren Krankenversicherung.

v. l. Prof. Dr.
Ingrid Gogolin,
Hayo Janssen,
Dr. Stefanie von Berg
diskutierten –
moderiert von
Sweelin Heuss



TITELTHEMA

FACK JU GÖHTE – gleiche Chancen für alle Kinder?

Kinder aus sozial schwachen Familien machen seltener das Abitur, haben die schlechteren Jobs und sie verdienen weniger Geld – im Gegensatz zu Kindern, deren Eltern bessere Berufe und ein höheres Einkommen haben. **Wo fördern und wo verhindern Schulpolitik und Schulen den Anspruch auf mehr Chancengerechtigkeit?** Ein Gespräch mit Dr. Stefanie von Berg, Prof. Dr. Ingrid Gogolin und Hayo Janssen.

Text: Sweelin Heuss, Mitarbeit: Anne Rütten, Fotos: Axel Nordmeier



Dr. Stefanie von Berg (Bild oben), seit 1992 Berufsschullehrerin und Sprecherin für Bildung, Frauen und Gleichstellung der Hamburger Bürgerschaftsfraktion Bündnis 90/ DIE GRÜNEN, Hayo Janssen (rechts), Schulleiter der Bugenhagen-Schule Blankenese der Evangelischen Stiftung Alsterdorf, und Prof. Dr. Ingrid Gogolin, Professorin für Erziehungswissenschaften an der Universität Hamburg – drei Experten aus Politik, Schulwesen und Wissenschaft



Die erste Pisa-Studie im Jahr 2001 war ernüchternd. Deutschland wurde Testsieger in Sachen Bildungsungleichheit. Frau von Berg: Was hat sich seither in Hamburg getan? Haben wir unsere Hausaufgaben in der Förderung von Schülern mit schlechteren Startbedingungen gemacht oder nicht?

SvB: Ja und nein. Es ist gut für Kinder aus sozial schwachen Familien, dass Kitas und Krippen ausgebaut werden oder 4- bis 5-Jährige Sprachuntersuchungen erhalten. Auch die Ganztagschulen fördern die Integration. Insgesamt gesehen, das muss ich kritisch anmerken, ist aber zu wenig passiert. Die Bildungsfinanzierung läuft insgesamt zu wenig in Richtung dieser Kinder. Und der Hamburger Streit um die Primarschulen hat ganz klar gezeigt, dass eine erfolgreiche Integration auch mit der Haltung unserer Bürgerinnen und Bürger in dieser Stadt zusammenhängt.

Frau Prof. Gogolin, woran liegt es aus Sicht der pädagogischen Forschung, wenn wir mit der Inklusion sozial schwacher Kinder nicht wirklich weiterkommen?

IG: Dafür gibt es mehrere Gründe, von denen einige systemisch bedingt sind. Unser Bildungssystem ist nicht auf Integration hin gebaut, sondern auf Differenzierung, und das ist historisch begründet.



Wie meinen Sie das?

IG: Schulen sind dazu da, zu sortieren und nicht zu integrieren. Das ist eine historische Entwicklung, die ihren Anfang im Kaiserreich im 19. Jahrhundert nahm. Dort wurden Bedingungen geschaffen, die bis heute gelten. So gehen zum Beispiel Kinder ab sechs Jahren in die Schule, obwohl niemand bewiesen hat, warum dies das richtige Alter ist und dass Schüler derselben Altersklasse dieselben Lernkapazitäten haben. Dann werden die Kinder in Schulformen sortiert und erhalten unterschiedliche Bildungsabschlüsse. Daran sehen Sie, dass die innere Planung unseres Bildungssystems nicht integrativ ist und die Menschen entwickelt werden, um sie in unterschiedliche Bevölkerungsschichten einzupassen. Ein weiterer Grund für die schleppende soziale Inklusion ist, dass es seit der Föderalismusreform keine bundeseinheitliche Bildungsplanung mehr gibt. So gibt es eine Reform nach der anderen, ohne das, was erreicht worden ist, als Quelle für das Neue zu nehmen.

SvB: Und weil immer etwas Neues kommt, weiß man auch nicht, was wirklich wirkt – wir wissen nicht, welche Maßnahme im Hinblick auf Bildungsgerechtigkeit funktioniert.

Geht es also um Evaluation?

IG: Ehrlich gesagt nein. Wir wissen, was schiefläuft. Es wird zu viel Geld in die Beschreibung des Zustands gesteckt, aber we-

niger in seine Abschaffung. Wir brauchen Reformen und für die braucht es Jahre. Das entspricht aber nicht dem Denken in Wahlperioden. Es gab einmal eine Bund-Länder-Initiative zur Förderung von Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund. Dieses Programm wurde für fünf Jahre aufgelegt mit der Aussicht auf eine weitere Verlängerung um fünf Jahre. Das ist schon

Unser Bildungssystem ist nicht auf Integration hin gebaut, sondern auf Differenzierung

einmal etwas. In zehn Jahren kann man einiges verändern. Nach der Föderalismusreform wurde das Projekt aber beerdigt und stattdessen ein neues Programm aufgesetzt mit einer anderen Herangehensweise und neuem Namen. Investiert wird im Moment ganz wesentlich in die Beschreibung dessen, was ist, beispielsweise in Lernstandserhebungen. Dagegen hat man überhaupt nicht in die zweite Seite der Medaille investiert: Welche Interventionen plane ich denn mit diesem Wissen und was verändere ich

Die Runde widmete sich unter anderem der Frage, welche Faktoren Bildungserfolg bei Kindern und Jugendlichen begünstigen

dadurch konkret? Dafür müsste man richtig Geld in die Hand nehmen und dem Ganzen Zeit geben, denn solche Prozesse funktionieren nicht kurzfristig.

Herr Janssen, „Fack ju Göhte“ war ein erfolgreicher deutscher Antiberufsbildungsfilm. Er zeigt humoristisch, wie Kinder aus Problemvierteln mit eher unkonventionellen Methoden gefördert werden. Wie arbeiten Sie mit der Herausforderung sozialer Inklusion an den Bugenhagen-Schulen?

HJ: Natürlich sind wir als freie Schulen wie alle anderen auch auf politische Vorgaben angewiesen. Ich würde aber behaupten, dass wir unsere Ressourcen individueller zuweisen können als staatliche Schulen. Das gibt uns die Möglichkeit, anders auf die jeweiligen Bedürfnisse von Schülern einzugehen und soziale Inklusion mit einem besonderen Anspruch umzusetzen. Unsere Schulen arbeiten aus guter Tradition heraus inklusiv. Wir haben Kinder mit Förderbedarf, solche aus bildungsfernen Familien, die zusammen mit Kindern aus sehr aktiven, wohlhabenden Familien lernen. Schulen zu betreiben heißt, Unterschiedlichkeit zu managen. Entsprechend viele Dimensionen muss der Unterricht haben, um dem gerecht zu werden.

Ist das nicht ein großer Spagat zwischen unterschiedlichen Voraussetzungen, die



Die Expertenrunde war sich einig: Wir könnten weiter sein.

Sie unter einen Hut bringen müssen?

HJ: Es ist eher eine komplexe Antwort auf eine komplexe Aufgabenstellung. Wir sind der Auffassung, dass Schulen Lernorte sind, die unterschiedliche Angebote machen müssen, damit jeder mitgenommen wird. Wir sollen und wollen Fachwissen vermitteln und allen Schülern die bestmöglichen Lernabschlüsse ermöglichen. Für ganz wichtig halten wir darüber hinaus eine gute Werteorientierung und das brauchen Kinder aus sozial schwachen Familien in besonderer Weise. Da geht es um die Stärkung der Persönlichkeit. Hierfür setzen wir auf besondere Ressourcen, wie zum Beispiel den Sozialpädagogen, der eine Klasse neben den unterschiedlichen Fachlehrern über den Tag hinweg betreut und den Einzelnen dadurch viel besser im Blick hat. Wir möchten Schüler ins Leben entlassen, die stark im Leben stehen und wissen, was sie können, egal, welche Herkunft sie haben. Und unsere große Herausforderung ist es, das trotz Rahmenplänen und Vorgaben umzusetzen, und zwar mit Weitblick. Denn ein Schüler ist nun einmal vier bis zehn bis dreizehn Jahre an unseren Schulen, und da braucht es Kontinuität. Das an unseren Schulen zu bieten ist die große Herausforderung.

Kommen wir zurück zu den Vorgaben: Wie werden Eltern unterstützt, um für ihr Kind bessere Fördermöglichkeiten zu beantragen?

SvB: Es ist wirklich schwierig für Eltern, sich hier in Hamburg zurechtzufinden, zumal wenn sie selbst Barrieren in der Kommunikation haben. Viele Eltern wissen gar nicht, welche Möglichkeiten es für ihre Kinder gibt. Das ist eine schlechte Zugangsvoraussetzung, die sich auf das Kind überträgt. Auch die Schulsekretariate sind überfordert. Die Begleitung der Kinder und ihrer Eltern auch und gerade bei den Übergängen zu weiterführenden Schulformen ist ein großes Minus.

HJ: Richtig, genau in diesen Schnittstellen stecken Risiken. Wenn bei uns an den Bugenhagen-Schulen eine Schulkarriere problematisch wird, dann ist fehlende Begleitung häufig einer der Gründe. Deshalb ist besonders bei solchen Schülern ein enger Kontakt zum Elternhaus wichtig, was auch bedeutet, vermehrt Veranstaltungen für Eltern anzubieten, um sie über Bildungschancen und Angebote zu informieren und in den Bildungsprozess mit einzubeziehen.

Reizwort „Betreuungsgeld“. 150 Euro erhalten Eltern dafür, dass sie ihr Kind nicht in die staatliche Betreuung geben. 6.000 Hamburger Eltern nehmen dieses Angebot in Anspruch. Hamburg hat eine Verfassungsklage dagegen eingereicht mit der Begründung, dass die Chancengleichheit dadurch geschwächt wird. Wie wird das ausgehen?

SvB: Wir haben gute Hoffnungen, dass die Klage erfolgreich sein wird und das Betreuungsgeld rückabgewickelt wird. Denn es ist sowohl frauenpolitisch als auch pädagogisch ein völlig falsches Signal. Dieses Geld können wir in Hamburg zum Beispiel für die Kitas einsetzen, denn es reicht nicht, das Angebot grundsätzlich auszubauen, wir müssen auch die Qualität der Betreuung verbessern.

Schauen wir mal auf das Ziel: Wie können Kinder aus bildungsfernen, armen Elternhäusern zu den besten Schulabschlüssen hin gefördert werden?

HJ: Aus meiner Sicht kann man nach der vierten Klasse eigentlich bei keinem Kind sa-

Viele Eltern wissen gar nicht, welche Möglichkeiten es für ihre Kinder gibt. Das ist eine schlechte Zugangsvoraussetzung, die sich auf das Kind überträgt.

Schulen zu betreiben heißt, Unterschiedlichkeit zu managen

gen, wo die Reise hingehet. Aber insbesondere bei Kindern aus sozial schwachen oder bildungsfernen Elternhäusern braucht man Zeit, um das Kind zu fördern und die maximalen Entwicklungschancen herauszuholen. Dazu ist die Stadtteilschule grundsätzlich das bessere Modell als das Gymnasium.

IG: Wobei man sagen muss, dass manche Schulen nicht genügend fordern. Untersuchungen haben gezeigt, dass Schulen in den Schongang gehen, weil sie denken, man müsse die benachteiligten Kinder sozusagen in einen Kokon packen. Kinder lernen aber am besten da, wo man sie fordert, wo man ihnen etwas zutraut, wo sie nicht geschont werden vor der intellektuellen Leistung. Statt zu sagen, dass alle Kinder das können, fragen wir, ob bestimmte Kinder das überhaupt können. Es gibt überhaupt keinen Beleg dafür, dass man Kinder aus sozial schwachen Familien nicht zu hohen Leistungen fördern kann. Es ist eine Frage intensiver und gezielter Investition in eine Förderung, die auch fordert und Anregungen von allen Seiten gibt.

HJ: Deshalb brauchen wir auch mehr Schüler mit Gymnasialempfehlung an unseren Stadtteilschulen. Denn wir benötigen eine gute Mischung aus Schülern mit vielfältigen Hintergründen und Voraussetzungen. Daraus entsteht dann eine anregende und fordernde Lernkultur.

Viele Eltern haben Angst vor zu viel Heterogenität und befürchten, dass ihr Kind nicht optimal gefördert wird ...

SvB: Heterogenität ist vor allem eine gute Option und kein Hindernis und deswegen ist Inklusion auch eine Chance und kein Problem. Und sie ist insbesondere auch eine riesige Chance für diejenigen aus wohlhabenden und gebildeten Elternhäusern. Denn wenn stärkere Schülerinnen und Schüler den schwächeren etwas erklären, gehen sie in eine Schleife und stellen fest, dass ihnen manches noch nicht klar genug ist. Sie können von diesen Wiederholungen nur profitieren. Gemischte Lerngruppen bewirken auf der sozialen Ebene im Bereich der Selbst- und Sozialkompetenz unglaublich viel, für beide Seiten.

IG: Das sehe ich auch so. Nur müsste das institutionell mehr gefördert und sollten entsprechende Mittel bereitgestellt werden. Jeder Mensch ist anders und auch jede Schule. Wenn wir jede Einzelschule als Entwicklungseinheit betrachten und ihr einen Rahmen geben, sich konzeptionell

mittel- und langfristig auf die Unterschiedlichkeit der Schüler einzustellen, dann hätten wir etwas für alle gewonnen, auch und gerade für Kinder aus sozial benachteiligten Familien. ««

»»Spenden

Um Kindern aus sozial schwachen Familien eine bessere Chance auf Bildungserfolg zu ermöglichen, finanzieren die Bugenhagen-Schulen in speziellen Fällen das Schulgeld. Um dies auch in Zukunft tun zu können, brauchen wir Ihre Unterstützung. Jede Spende unterstützt die gesamte Arbeit der Evangelischen Stiftung Alsterdorf für die soziale Inklusion von Kindern und damit für mehr Chancengleichheit.

Spendenkonto
Ev. Stiftung Alsterdorf
Bank für Sozialwirtschaft
IBAN DE32 2512 0510 0004 4444 02
BIC BFSWDE33HAN
Kontakt
Imke Spannuth
Leitung Freunde und Förderer
Telefon 0 40.50 77 39 77
i.spannuth@alsterdorf.de



Selbstbestimmung
bis zum
Schluss?



TITELTHEMA

Du sollst nicht **GOTT** spielen

Im Herbst 2015 stimmt der Deutsche Bundestag über eine mögliche Gesetzesnovellierung zum Thema Suizidbeihilfe ab. Grundsätzlich ist die Beihilfe zum Selbstmord nicht strafbar. Nach den „Grundsätzen der Bundesärztekammer“ gehört jedoch die Suizidbeihilfe nicht zu den ärztlichen Aufgaben. Die Musterberufsordnung verbietet sie sogar ausdrücklich. Ärzte handeln daher in einer Grenzzone zwischen Legalität und Normverletzung, wenn sie **Beihilfe zur Selbsttötung** eines Patienten leisten. Während immer mehr Menschen in Deutschland eine erlaubte Beihilfe zur Selbsttötung und sogar aktive Sterbehilfe befürworten. Ein Gespräch mit Dr. Michael Wunder, Psychologe, Leiter des Beratungszentrums der Evangelischen Stiftung Alsterdorf und Mitglied des Deutschen Ethikrats, über die Risiken einer fortschreitenden Legalisierung.

Interview: Sweelin Heuss, Fotos: Axel Nordmeier

Herr Wunder, der Deutsche Ethikrat vertritt dieselbe Position wie die evangelische Kirche, dass es keiner weiteren rechtlichen Regelung bedarf. Beihilfe zur Selbsttötung sollte weiterhin untersagt bleiben. Warum ist diese Bestimmung so wichtig?

Michael Wunder: Suizid ist eine Verzweiflungstat. Wer sich umbringen möchte, meint damit oft weniger „Ich will nicht mehr leben“ als „Ich will so nicht mehr leben“. Es liegt also an uns, diese Umstände zu beachten und zu versuchen, diese zu verbessern und den Betroffenen Unterstützung zu geben und Mut zu machen. In sehr zugespitzten Einzelfällen, in denen alle anderen Optionen wirklich ausgeschöpft sind, mag ein Selbsttötungswunsch angemessen oder logisch erscheinen. Ein Arzt kann sich in persönlicher

Kennntnis einer solchen Situation in einem Gewissenskonflikt befinden. Wenn er sich dann in dieser Notsituation zur Beihilfe entscheidet, sollte dies nicht in jedem Fall moralisch verurteilt werden. So vorsichtig haben wir das im Ethikrat formuliert. Sofern wir aber, und das ist ja im Moment die öffentliche Debatte, daraus eine Regel machen würden und ein generelles Angebot definieren, möglichst kassenfinanziert, möglichst qualitätsgesichert, würden aus diesen seltenen Beispielen Regelfälle werden und davor hat der Ethikrat gewarnt. Es darf keine Gesetzgebung geben, die den Tabubruch eines Arztes, zu dem er sich in einem Notfall vielleicht genötigt sieht, zum legalen Angebot erklärt. Ein gesetzliches Verbot der organisierten und auf Wiederholung angelegten Suizidbeihilfe ist dagegen zu befürworten.

„In Oregon/ USA erlaubt das sogenannte ‚Sterben-in-Würde-Gesetz‘ die Suizidbeihilfe durch Ärzte“

Ein Bekannter von mir leidet seit Jahrzehnten an multipler Sklerose. Er ist bald vollständig bewegungsunfähig und wollte sich vor Eintritt in diese letzte Phase umbringen. Erst das Versprechen seiner Familie, ihm grundsätzlich bei einem



Dr. Michael Wunder arbeitet seit Jahren als Psychologe und Leiter des Beratungszentrums Alsterdorf zu gesellschaftlich relevanten Themen in der Evangelischen Stiftung Alsterdorf und im Deutschen Ethikrat

Suizidwunsch zu helfen, hat bei ihm wieder Lebensmut geweckt. Paradox? Nein, das ist der Oregon-Effekt. In Oregon/USA erlaubt das sogenannte „Sterben-in-Würde-Gesetz“ die Suizidbeihilfe durch Ärzte. Todkranken Patienten erhalten ein tödliches Medikament, das sie mit nach Hause nehmen, und können jederzeit entscheiden, sich damit das Leben zu nehmen. Untersuchungen zeigen, dass ein Drittel aller Patienten keinen Gebrauch von dem Medikament macht. Es sieht so aus, als ob

dadurch der Lebenswille gestärkt werden kann. Im Falle Ihres Bekannten war das aber, glaube ich, vor allem das Vertrauen und Mitgefühl, das der Betroffene bei seiner Familie gefunden hat. Die Tötungspille in der Tasche halte ich dennoch für den falschen Weg. Das ist kein Rezept für das Ertragen von Krankheiten.

Statistisch gesehen befürworten viele Deutsche die Legalisierung einer professionellen Sterbehilfe. Wäre es nicht im

Sinne menschlicher Selbstbestimmung, über sein Ende nach eigenem Ermessen verfügen zu können und die notwendigen Hilfsmittel in Form von Medikamenten zu erhalten?

Wer das im Namen der Selbstbestimmung fordert, vergisst, dass es eine Vielzahl von Mitmenschen in schwierigen Lebenssituationen gibt, die dann in hohem Maße gefährdet wären. Oder wir müssten Kriterien zwischen echter und nicht echter Selbstbestimmung entwickeln. Das funk-

tioniert nicht, wie die Niederlande zeigen. Dort entscheiden sich im Jahr ungefähr 3.000 Menschen bewusst und informiert für Euthanasie. Es gibt jedoch eine erhebliche Anzahl von Menschen, die nicht für sich sprechen können und Euthanasie bekommen, weil andere meinen, dass sie nicht unnötig leiden sollen. Hier werden Grenzen eindeutig überschritten. Dann gibt es noch eine andere Problemstellung: Wer einem anderen Menschen, auch mit gesetzlicher Erlaubnis, beim Suizid assistiert, kann dies nicht einfach so wegstecken. Eine solche Hilfe stellt eine Grenzüberschreitung dar, mit der der „Helfer“ im Gegensatz zum Patienten sein weiteres Leben lang zurecht kommen muss. Nein:

„Wenn es um Leben und Tod geht, müssen wir helfen, und zwar durchaus parteilich für das Leben“

Ärzte sind grundsätzlich dazu da, Menschen zu heilen oder Schmerzen zu lindern. Sie können nicht gleichzeitig gute „Lebensbeender“ sein, die erfolgreich, professionell und qualitätsgesichert töten.

Stichwort Suizidprävention: Sie plädieren dafür, die Beihilfe zum Weiterleben zu verbessern. Wie überzeugen Sie einen Patienten, dass es eine bessere Option ist, am Leben zu bleiben?

Der Patient muss überhaupt erst einmal über seine Suizidabsichten reden können. Das ist die wichtigste Erkenntnis aus der ganzen Präventionsarbeit. Viele Menschen, die einen Suizidversuch hinter sich und überlebt haben, konnten vorher mit niemandem, auch nicht mit ihrem Arzt,

darüber sprechen. Sie hatten Angst, psychiatrisiert oder zwangsbehandelt zu werden. Nicht nur Psychotherapeuten und Psychiater, sondern alle Ärzte und vor allem auch Pflegenden müssen zunächst lernen, offen mit Patienten über Suizidgedanken zu sprechen, ohne gleich selbst Angst zu bekommen und an Zwangsbehandlung zu denken. Im zweiten Schritt geht es darum, ihnen Hilfen anzubieten, um andere Wege zu gehen.

Kommunikation als erster Schritt in Richtung neuer Perspektiven auf die eigene Situation?

Ganz genau. Es geht darum, mit dem Patienten zu erarbeiten, dass es trotz der absolut belastenden Situation eigentlich immer noch eine andere Tür gibt, durch die er gehen kann. Diese Tür bedeutet, sich nicht zu töten, sondern erst einmal weiterzumachen. Das sind oft ganz kleine Schritte. Wir vereinbaren zum Beispiel, dass er sich bis zum nächsten Tag nicht umbringen darf und mich jederzeit auf meinem Handy anrufen kann, wenn der Gedanke an Selbsttötung überhandnimmt.

Das ist wirklich wunderbar, dass Psychotherapeuten und Psychiater ihre Patienten mit einem so hohen Einsatz betreuen. Erstaunlich ist aber auch ihre, nennen wir es „Autorität“, diese Vereinbarungen so treffen zu können?

Ich würde das nicht Autorität, sondern Nächstenliebe nennen. Wenn es um Leben und Tod geht, müssen wir helfen, und zwar durchaus parteilich für das Leben. Was wir nicht tun dürfen, ist, Gott zu spielen. Das ist aber der Fall, wenn wir anderen dabei helfen würden, sich zu töten, oder andere Menschen auf ihr Verlangen hin töten. Dies darf niemals eine offizielle Aufgabe für irgendeine Berufsgruppe werden und es darf auch keine gesetzliche Grundlage dafür geben. Ein solches Denken in den 1920er-Jahren hat zur Euthanasie im Dritten Reich geführt und ich kann nur hoffen, dass wir uns dessen bewusst sind. «

»Informationen zum Thema Sterbehilfe in Deutschland

In Deutschland ist Tötung auf Verlangen („aktive Sterbehilfe“) verboten, andere Formen der Sterbehilfe wie die „indirekte Sterbehilfe“ (Verkürzung des Lebens als unbeabsichtigte Nebenwirkung von Schmerzmitteln) und die „passive Sterbehilfe“ (Abbruch oder Unterlassung lebenserhaltender Maßnahmen) nicht. Strittig ist, wie weit „passive Sterbehilfe“ gehen darf. Würde früher damit nur das Unterlassen oder der Abbruch lebenserhaltender Maßnahmen in Todesnähe gemeint, wird dies heute oft auch auf Patienten mit nicht zum Tode führenden Krankheiten ausgedehnt, wenn dies beispielsweise in einer Patientenverfügung festgelegt wurde. Die aktuelle Diskussion geht um die ärztliche Suizidbeihilfe. Hierbei stellt der Assistent tödliche Medikamente lediglich zur Verfügung, der Betroffene muss diese aber selbstständig einnehmen. Die Beihilfebehandlung ist bisher straflos. Nach den Grundsätzen der Deutschen Ärztekammer gehört die Suizidbeihilfe nicht zu den Aufgaben des Arztes, in der Musterberufsordnung der Ärzte wird sie für Ärzte sogar ausdrücklich verboten. Im Bundestag wird jetzt diskutiert, die ärztliche Suizidbeihilfe unter bestimmten Bedingungen zu erlauben oder die bisherige Regelung beizubehalten und lediglich die organisierte Suizidbeihilfe von Vereinen zu verbieten. Die Ad-hoc-Empfehlung des Deutschen Ethikrates zum Thema Suizid finden Sie auf seiner Internetseite unter Themen: Suizid: <http://www.ethikrat.org/dateien/pdf/empfehlung-suizidbeihilfe.pdf>



Max und seine Mutter
Maike Miethner.
Links: Neurologin
Gabriele Anders,
rechts Dr. Georg Poppele,
Chefarzt des MZEB.

Bessere medizinische VERSORGUNG von Menschen mit Behinderung

Das Medizinische Zentrum für erwachsene Menschen mit Behinderung (MZEB) am EKA hat eröffnet. Es ergänzt das Angebot von Haus- und Fachärzten. Mediziner, Therapeuten, Pflege und Assistenz arbeiten dort eng zusammen.

Text: Marion Förster, Foto: Bertram Solcher

Max Miethner ist einer der ersten Patienten im neu eröffneten Medizinischen Zentrum für erwachsene Menschen mit Behinderung (MZEB). Seine Mutter Maike Miethner begleitet ihn. Max ist ein junger Mann mit komplexen Behinderungen. Im MZEB am Evangelischen Krankenhaus

Alsterdorf (EKA) wird er von zwei Ärzten begrüßt: Von Dr. Georg Poppele, Chefarzt des MZEB und Internist, und der Neurologin Gabriele Anders. Zusammen untersuchen sie Max und entwickeln gemeinsam einen Therapieplan. „Mit unserem interdisziplinären Konzept sind wir bundesweit Vorreiter“, erklärt Dr. Poppele. „Damit können wir kom-

plexen Behinderungen, seltenen Syndromen oder ungewöhnlichen Verlaufsformen einer Erkrankung besser gerecht werden als ein Facharzt allein.“ Zum Team gehören neben Internisten und Neurologen auch (Neuro-) Orthopäden und Psychiater/Psychotherapeuten sowie Ergo- und Physiotherapeuten, Logopäden und spezialisierte Pflegekräfte.

Das neue Angebot des MZEB trägt damit zur Umsetzung einer wesentlichen Forderung der UN-Behindertenrechtskonvention bei: dass nämlich Menschen mit Behinderung Zugang zu medizinischer Versorgung in der gleichen Qualität erhalten wie alle anderen auch. Und wenn nötig, auch darüber hinaus, mit speziellen Angeboten, die die besonderen Bedürfnisse dieser Patientengruppe berücksichtigen. Ziel ist es, Menschen mit Behinderung eine „volle und wirksame Teilhabe an der Gesellschaft“ zu ermöglichen.

Dass die wohnortnahe medizinische Versorgung von Menschen mit Behinderung in Deutschland verbesserungsbedürftig ist, spüren die Betroffenen, ihre Angehörigen und Betreuer immer wieder. Sie stoßen auf zahlreiche Barrieren: Treppen erschweren den Zugang zu Praxen, Behandlungszimmer sind zu eng. Oft fehlen medizinische Spezialkenntnisse und Erfahrungen in der Kommunikation. „Es ist nicht leicht, weil sich viele Ärzte mit den besonderen Bedürfnissen von Patienten wie Max nicht auskennen“, weiß Maike Miethner. „Des-

„Mit unserem
interdisziplinären
Konzept

sind wir bundesweit
Vorreiter“, sagt Dr.
Georg Poppele

halb sind wir so froh über das neu eröffnete MZEB.“ Diese Erfahrung wurde 2011 auch durch eine Studie des Deutschen Krankenhauses in Zusammenarbeit mit der Hochschule für Angewandte Wissenschaften im Auftrag der Evangelischen Stiftung Alsterdorf (ESA) bestätigt. Das Fazit: Immer wieder werden Krankheiten zu spät ent-

deckt oder nicht angemessen behandelt. Ulrich Scheibel, Vorstand der ESA, setzt sich deshalb seit Jahren für eine Verbesserung der Versorgung ein und hat das MZEB maßgeblich politisch durchgesetzt: „Wir wollen die wohnortnahe Regelversorgung durch

**Gezielter Aufbau
einer wohnortnahen
medizinischen
Versorgung und
eines Kompetenz-
netzwerkes geplant**

niedergelassene Ärzte gezielt unterstützen und ergänzen. Ich freue mich, dass wir gemeinsam mit den Krankenkassen und der Kassenärztlichen Vereinigung dieses Angebot realisieren können.“

Das Konzept für das MZEB wurde in enger Zusammenarbeit mit dem Werner Otto Institut, den Assistenzgesellschaften der Ev. Stiftung Alsterdorf und „Leben mit Behinderung Hamburg Elternverein“ entwickelt. Es ist ein wichtiger Teil einer umfassenden Verbesserungsoffensive: Dazu gehören insbesondere der Aufbau eines Kompetenznetzes mit niedergelassenen Ärzten unterschiedlicher Disziplinen (u. a. Augenärzte, Zahnärzte, Gynäkologen) und Fortbildungsveranstaltungen für Ärzte, in denen sie sich über Diagnostik und Behandlung bei Menschen mit schweren geistigen oder komplexen Behinderungen informieren können. ESA-Vorstand Ulrich Scheibel betont: „Unser Ziel ist es, dass Menschen mit Behinderung selbstständig und selbstbestimmt leben können. Das gilt auch für die medizinische Versorgung. Mit unserem neuen medizinischen Angebot wollen wir einen Beitrag hierzu leisten.“

»» Zugang zum MZEB

Das MZEB bietet Diagnostik und Therapie, wenn Menschen aufgrund der Art, Schwere oder Komplexität ihrer Behinderung bei niedergelassenen Haus- oder Fachärzten nicht ausreichend versorgt werden können. Voraussetzung ist ein Grad der Behinderung von mindestens 70 Prozent und eine Überweisung durch einen niedergelassenen Arzt. Termine gibt es nach telefonischer Anmeldung.

Med. Zentrum für erwachsene Menschen mit Behinderung
Am Ev. Krankenhaus Alsterdorf
Telefon: 0 40.50 77 34 56
info@mzeb-hamburg.de
www.mzeb-hamburg.de

»» Unterstützen Sie die Arbeit des MZEB mit Ihrer Spende!

Die Untersuchung und Behandlung der Patienten im MZEB wird von den Krankenkassen finanziert. Allerdings werden damit nicht die Kosten für die Einrichtung und Ausstattung gedeckt. Deshalb bittet das MZEB um Spenden, zum Beispiel für die Anschaffung einer Wärmebildkamera. Damit können Entzündungen und Schmerzen im Körper von Patienten sichtbar gemacht werden. Davon profitieren vor allem Menschen, die nicht sprechen können. Außerdem werden Einrichtungsgegenstände wie Wassersäulen, Klangliegen oder Sitzpolster benötigt, um die Atmosphäre in den Untersuchungsräumen so angenehm wie möglich zu machen und die Ängste der Patienten zu reduzieren. Vielen Dank für Ihre Unterstützung!

Spendenkonto:
Bank für Sozialwirtschaft
BLZ: 251 205 10
Kto.: 44 444 02
IBAN: DE32 2512 0510 0004 4444 02
BIC: BFSWDE33HAN
Stichwort: MZEB



Ein HAMBURG-KRIMI mit einem schrecklich realen Hintergrund

Es geht um Nazi-Verbrechen in den früheren Alsterdorfer Anstalten. Doch die Morde geschehen im Hier und Jetzt. **Einer der Helden des Buchs ist ein Autist.**

Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Hamburger Abendblatts.
Text: Peter Wenig, Foto: Archiv. Ev. Stiftung Alsterdorf



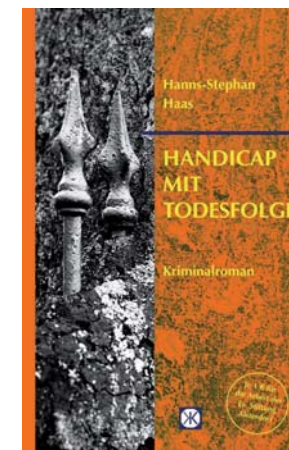
Ärztliche Untersuchung von Menschen mit Behinderung in den Alsterdorfer Anstalten während der NS-Zeit

Die Handlung ist fiktiv, die Kulisse indes überaus real. Und schrecklich. 500 Menschen mit Behinderung wurden aus den Alsterdorfer Anstalten im Dritten Reich in Vernichtungslager deportiert, ein Verbrechen, das nie gesühnt wurde. Haas kennt den Stoff wie kaum ein

Haas ist ein echter Thriller gelungen, packend und schnörkellos erzählt

Zweiter. Nächstelang hat der Vorstandsvorsitzende der Evangelischen Stiftung Alsterdorf Akten aus dieser Zeit studiert, irgendwann entstand die Idee zu einem Krimi. Einer der Helden des Buchs ist ein Autist, der am Ende über komplexe Wahrscheinlichkeitsrechnungen dem Täter auf die Spur kommt.

Verbrechen an Behinderten, die am Ende ein Behinderter aufklärt – das klingt nach einem arg bemühten Werk, das um jeden Preis den Gedanken der Inklusion fördern will. Geschrieben hat es ja auch ein habilitierter Theologe. Doch der erste Verdacht trägt. Haas ist ein echter Thriller gelungen, packend und schnörkellos erzählt. Die Schrecken der Vergangenheit schimmern immer wieder auf, Haas will nichts beschönigen. Gemordet wird indes vor allem in der Jetzt-Zeit, an der See, in den Bergen, ehe es dann zum finalen Showdown an der



U-Bahn-Station Hallerstraße kommt. Haas überlegt bereits, einen zweiten Krimi zu schreiben. Seinen Arbeitgeber dürfte es freuen. Denn schon das Autorenhonorar seines Erstlings spendet Haas, ein Euro vom Kaufpreis von 12,95 Euro geht an die Stiftung. „Handicap mit Todesfolge“, Hanns-Stephan Haas, Friedrich Wittig Verlag, Kiel, 303 Seiten, 12,95 Euro «

»»Info

Zum Inhalt: Trauer im Hamburger Rathaus – ein Festakt zu seinen Ehren endet für Oberstaatsanwalt a. D. Bansierski, einst gefürchteter Nazi-Jäger, mit einer tödlichen Herzattacke. Bei dem alten, herzkranken Mann schöpft niemand Verdacht. Einige Jahre später veröffentlichen drei Mitarbeiter der Evangelischen Stiftung Alsterdorf ein Buch über den Umgang mit Behinderten während der NS-Zeit. Daraus geht hervor, dass in Alsterdorf schwerste Verbrechen an Behinderten und psychisch Kranken begangen wurden. Als Ulf Raith, einer der drei Autoren, kurz darauf im Urlaub bei einem vermeintlichen Unfall stirbt, vermutet wieder niemand einen Mord. Um sich von ihrer Trauer abzulenken, übernimmt Ulfs Frau Doro seine Arbeit im Archiv der Stiftung. Dabei stößt sie auf die schockierende Korrespondenz des ehemaligen Anstaltspsychiaters Dr. Wilhelm Kahlenbaum aus den Jahren 1934–46. Doch erst als es zu einem weiteren Todesfall in ihrem direkten Umfeld kommt, wird Doro allmählich klar, dass es da einen Zusammenhang geben könnte. Unterstützt von Andreas, einem autistischen Mitarbeiter der Stiftung, setzt sie das Puzzle Stück für Stück zusammen. Es beginnt ein Wettlauf mit der Zeit, denn der Täter plant bereits weitere Morde ...



Birgit Schulz prägte die Entwicklung der Assistenzdienstleistungen in der Evangelischen Stiftung Alsterdorf nachhaltig

„... konsequent und nicht verhandelbar in RICHTUNG INKLUSION“

Nach 37 Jahren ihrer Arbeit für die Evangelische Stiftung Alsterdorf verlässt Birgit Schulz zum 31. Juli dieses Jahres das Unternehmen und wechselt in den beruflichen Ruhestand. Im Interview begleiten wir sie noch einmal auf ihrem nicht immer bequemen Weg, den sie nahm, um die Lebensbedingungen von Menschen mit Assistenzbedarf langfristig zu verbessern.

Interview: Sweelin Heuss, Foto: privat

Frau Schulz, wie kamen Sie zur Stiftung?

Birgit Schulz: Ich kam im September 1977 hierher und wollte eigentlich nur ein paar Monate bleiben. Dass daraus 37 Jahre wurden, war nicht geplant. Aber die damaligen Verhältnisse zu sehen, hat mich sehr erschüttert. Das war auch der Grund dafür, mich einzubringen und Dinge verändern zu wollen.

Was hat Sie damals so bewegt?

Niemals vorher war ich so betroffen von dem Schicksal von Menschen, zumal in einem demokratischen und rechtsstaatlichen Land wie Deutschland. Keiner, der heute unsere Arbeit sieht, kann sich das auch nur annähernd vorstellen. Die Wohn- und Betreuungsverhältnisse waren gänzlich unzureichend, und ich fühlte mich aufgefordert, neue Wege zu finden, um die Lebenssituation der Menschen zu verbessern. Ich fühlte mich — übrigens wie auch andere Kolleginnen und Kollegen zu der Zeit — mitverantwortlich und konnte nicht einfach

so wieder gehen. Das ist dann zu einer Art Lebensaufgabe geworden. Der Großteil meiner Arbeit für die Stiftung geht auf die starken Eindrücke aus dieser Zeit und auf die Menschen zurück, die ich damals kennenlernte.

Wo hat diese Initialzündung stattgefunden?

Im Haus Carlsruh, einer geschlossenen Unterkunft für 44 Männer. Dort begann ich meine Arbeit als Pflegehelferin. Ich

Neue Wege suchen und umsetzen, um die Lebenssituation von Menschen mit Behinderung zu verbessern

arbeitete danach in verschiedenen Bereichen, machte Tages- und Nachtschichten in anderen Einrichtungen. Die Bewohner des Hauses Carlsruh habe ich aber nie aus den Augen verloren und mich immer besonders darüber gefreut, wenn ihre Situation durch unsere Arbeit essenziell verbessert wurde.

Wie ging es dann weiter?

Ich beendete mein Studium der Sozialpädagogik und wurde 1981 Teamleiterin im Haus Gottesschutz. Als das Carl-Koops-Haus 1984 eröffnet wurde, begleitete ich den Umzug der Bewohner des Hauses Gottesschutz und einiger Bewohner des Hauses Carlsruh in das Carl-Koops-Haus und übernahm dort die Leitung des Wohnstättenteams. Nebenbei qualifizierte ich mich weiter in der Assistenz und auch im Bereich Führung und Management.

Apropos Management: Auf welches Ergebnis sind Sie hier besonders stolz? Im Jahr 1995 begann die über mehrere

Jahre laufende Sanierung der Stiftung, und ich übernahm die Leitung des Geschäftsbereichs HamburgStadt, der zehn Jahre später in die verschiedenen Assistenzgesellschaften mündete. Hier haben wir Meilensteine gesetzt, die noch heute von großer Bedeutung sind. Dazu gehört die Einführung dezentraler Wirtschaftsbudgets und die damit verbundene Zusammenführung fachlicher und wirtschaftlicher Verantwortung und Entscheidungskompetenz. Das war ein wesentlicher Erfolgsfaktor für die Stiftungssanierung. Im Gegensatz zur stromlinienförmigen Führung „von oben“ haben wir von Anfang an darauf geachtet, dass Entscheidungen dort getroffen werden, wo die direkte Arbeit für die Menschen stattfindet, und dies „just in time“. Das Management setzt Rahmen und führt den Gesamtprozess. Was vor Ort wichtig ist,

„Entscheidungen sollten dort getroffen werden, wo die direkte Arbeit für die Menschen stattfindet“

darüber bedarf es jedoch eines ständigen Austauschprozesses mit den betroffenen Menschen, und die Teamleitungen müssen in der Lage sein, in deren Sinne schnelle und gute Entscheidungen zu treffen und die dafür notwendigen Mittel zu bewirtschaften. Das damals aufgebaute Controlling ist noch heute wirksam und beispielgebend.

Wenn wir heute von einem Paradigmenwechsel in der Assistenz sprechen, dann kennen Sie ihn wie kaum eine andere in der Stiftung, oder?

Ich bin nicht die Einzige und hatte viele engagierte Mitstreiterinnen und Mitstreiter. Die entscheidenden Weichenstellungen waren damals: die Auflösung der drei großen Anstaltsgebäude und der Aufbau neuer Wohnangebote überall in Hamburg, der Umbau von Wohngruppen zu Wohnungen, Wohn- und Hausgemeinschaften, die Einführung persönlicher Assistenz und

individueller Leistungsplanung, der Aufbau wunderbarer Arbeitsprojekte, gerade auch für Menschen, die vorher aus jedem System herausgefallen waren, und die Entwicklung des „Servicewohnens für Familien mit behinderten Kindern“ als Alternative zu Kinderheimen. Für das Servicewohnen konnten wir übrigens eine Millionenspende von einem engagierten Hamburger Bürger einwerben, sonst hätten wir es wohl nicht verwirklichen können. Zusammenfassend kann man wohl sagen, dass der Paradigmenwechsel im Wesentlichen daraus bestand, die Menschen, um die es geht, nicht mehr als HilfeempfängerInnen, sondern als AuftraggeberInnen zu verstehen und uns als DienstleisterInnen und PartnerInnen an ihre Seite zu stellen. Wer diese Rollen verinnerlicht hat und gleichzeitig in der Lage ist, Menschen vorbehaltlos, respektvoll und zugewandt zu begegnen, für den ergeben sich alle weiteren Schritte in Richtung einer inklusiven Gesellschaft fast von selbst.

Sie gelten als erfolgreiche Budgetverhandlerin. Verraten Sie uns Ihr Geheimnis?

Da gibt es eigentlich kein Geheimnis. Ich versuche bei jeder Verhandlung neben den Stiftungsinteressen auch die Interessen der Partnerin, in diesem Fall der Stadt Hamburg, zu berücksichtigen und strebe Lösungen an, mit denen beide Seiten leben können. Zum Beispiel die 5-Jahres-Vereinbarung, die wir im Jahr 2005 mit der Sozialbehörde abschlossen, war das Ergebnis eines solchen Prozesses. Wir mussten Leistungskürzungen in Millionenhöhe abwenden, und der Behördenhaushalt wiederum sollte konsolidiert werden, das waren zunächst klare Interessengegensätze. Die Lösung bestand dann darin, ein Drittel der bisher stationären in ambulante Leistungen umzuwandeln und offene Stadtteiltreffs aufzubauen. Am Ende bekamen wir für unsere Leistungen mehr Geld, die unterstützten Menschen konnten selbstbestimmter und selbstständiger in Wohnungen mit eigenem Mietvertrag leben, und die Stadt leitete gemeinsam mit einem großen Träger den Wechsel von teurer stationärer Vollversorgung in ambulante Leistungsstrukturen mit Einbezug der Pflegeversicherung ein.

Dieser Verhandlungserfolg hat Ihnen nicht nur Freunde gemacht ...

Das stimmt, aber ich bedauere das nicht. Mit Blick auf das Ziel, nämlich die Lebensverhältnisse von Menschen mit Behinde-

rung kontinuierlich zu verbessern, haben wir das in Kauf genommen.

Nun zu einem anderen Kapitel Ihrer Laufbahn. Sie haben für die Stiftung neue Aufgabengebiete erschlossen und gelten als Vorreiterin in der Sozialraumentwicklung.

Das ist nicht unabhängig von der allgemeinen Entwicklung zu denken. Mit der Öffnung der Assistenz in die Fläche ergaben sich automatisch Fragen zum Zusammenleben von Menschen in den Quartieren. Es ging ja nicht nur darum, den von uns unterstützten Menschen neue Wohn- und Arbeitsbedingungen zu ermöglichen, sondern um ein Leben in den Stadtteilen als gleichberechtigte Bürgerinnen und Bürger. 2010 haben wir gemeinsam mit dem „Rauhen Haus“, „Leben mit Behinderung Hamburg“ und „Behindertenhilfe Hamburg Sozialkontor“ eine Dreijahresvereinbarung mit der Stadt Hamburg abgeschlossen, die erstmals einen „Sozialraumzuschlag“ vorsah. Damit konnten wir Q8 aus der Taufe heben, ein Projekt, mit dem die Stiftung erstmals Geld dafür bekam, an den Lebensbedingungen in unseren Stadtteilen strukturell und personenübergreifend zu arbeiten. Im Jahr 2013 konnten wir dann eine Folgevereinbarung verhandeln. Diesmal ging es um fünf Jahre, 2014–2018, und die Inhalte sind noch weitreichender. Die Assistenzgesellschaften und alsterarbeit haben im Rahmen eines Trägerbudgets Planungssicherheit und weitreichende Freiheiten in der Weiterentwicklung ihrer Leistungen, dies allerdings konsequent und nicht verhandelbar in Richtung Inklusion.

Zu Q8 kamen Qplus und die Entwicklung eines inklusiven Alsterdorfer Stiftungsgeländes hinzu, und die Evangelische Stiftung Alsterdorf wurde ausdrücklich aufgefordert, präventiv in den Stadtteilen zu arbeiten und lebenswerte Quartiere mitzuentwickeln,

„Das Ziel: lebenswerte Quartiere zu schaffen, aus denen niemand mehr ausgeschlossen wird“

aus denen niemand mehr ausgeschlossen wird. Eine große, reizvolle Aufgabe, und die vielen beteiligten KollegInnen in Holding und Gesellschaften arbeiten unter Hochdruck an der Umsetzung.

Im Januar 2009 wurden Sie in den Vorstand der Evangelischen Stiftung Alsterdorf berufen.

Als erste Frau ... (lächelt). Ich übernahm die Zuständigkeit für die Leistungen der Hamburger Eingliederungshilfe in Hamburg,

„Das Feld ist bestellt. Die Arbeit wird nun von anderen wunderbaren Kolleginnen und Kollegen fortgeführt.“

Schleswig-Holstein und Niedersachsen, der Kinder- und Jugendhilfe (ohne die Kitas) und der ambulanten Pflege in Hamburg sowie für die übergreifenden Themen Tarifentwicklung und Sozialraumentwicklung. In dieser Zeit führte ich die vier Assistenzgesellschaften zu zweien zusammen und stärkte die Konzentration auf das Leitbild der Inklusion. Mir ist bewusst, dass

die Zusammenführung der Gesellschaften für viele Mitarbeitende und Führungskräfte eine ziemliche Zumutung war. Dass wir diesen internen Strukturveränderungsprozess aber so geräuschlos geschafft haben, ist eine große Leistung aller Beteiligten und hat ermöglicht, dass wir unsere Hauptenergie nie von der eigentlichen Arbeit für die Menschen abziehen mussten, im Gegenteil, wir konnten unsere Arbeit wesentlich verbessern.

Frau Schulz, niemand von uns mag es glauben – aber Sie gehen, und zwar ganz. Was lassen Sie zurück?

Natürlich gehe ich mit einer großen emotionalen Bewegtheit. Ich habe fast vier Jahrzehnte für die Stiftung gearbeitet und konnte ganz viel bewegen. Das wird immer bleiben, in meinem Herzen und in den Erinnerungen. Ich gehe wirklich ganz, denn ich will in meinem nächsten Lebensabschnitt noch einmal ganz andere Ideen und Pläne verwirklichen. Darum bitte ich alle diejenigen um Verständnis, die mich gebeten haben, noch zu bleiben. Das Feld ist bestellt, jetzt werden andere wunderbare KollegInnen die Arbeit weiterführen. Zu ihnen gehört Hanne Stiefvater, und es gibt dem Prozess große Sicherheit, dass sie an der Spitze dieser Bewegung stehen wird. Die wichtigen Themen und Aufgaben der Stiftung werden nach meinem Ausscheiden weiterhin mit der Kraft und dem Nachdruck verfolgt werden, die der Stiftung eigen sind. Inzwischen können wir sagen, dass die gesamte Arbeit unserer Stiftung soziale Ent-

wicklungen mitprägt und das Miteinander der Menschen in Hamburg, Niedersachsen und Schleswig-Holstein fördert, jetzt und in Zukunft. Ich bin stolz darauf, dass ich so lange Zeit daran mitwirken durfte.

Frau Schulz, ich danke Ihnen herzlich für dieses Gespräch!

Die Übertragung der Aufgaben von Frau Schulz wird im Rahmen einer offiziellen Amtsübergabe erfolgen. Darüber hinaus wird sie im Rahmen eines Festaktes am 26. Juni um 14 Uhr, in welchem ihre Leistungen und Erfolge für die Evangelische Stiftung Alsterdorf gewürdigt werden, in der Hauptkirche St. Petri, Bei der Petrikirche 2, 20095 Hamburg verabschiedet. Das Alsternet wird ausführlich über die Verabschiedung berichten. <<<

>>>Kontakt

Wenn Sie die Arbeit von Birgit Schulz unterstützen möchten, spenden Sie für das Quartiersentwicklungsprojekt Q8 der Stiftung:
Spendenkonto: Stichwort „Verabschiedung Birgit Schulz“
Ev. Stiftung Alsterdorf
Bank für Sozialwirtschaft
IBAN: DE32 2512 0510 0004 4444 02
BIC: BFSWDE33HAN



Saseler Kamp 84
22393 Hamburg

Mobil ● 0176 22 08 96 69
Telefon ● 040 36 16 36 88
Telefax ● 040 36 16 36 87
E-mail ● info@malermeister-martinmeyer.de



Eine zweite Chance kann bei ehemaligen Straffälligen einen neuen Lebensweg eröffnen

TITELTHEMA

„Ich gehöre **WIEDER** dazu“

Einer geregelten Arbeit nachzugehen hat viel mit dem eigenen Selbstwertgefühl zu tun, aber auch mit **gesellschaftlicher Anerkennung** und **Integration**. Eine Vorbestrafung erschwert die Suche nach einem Arbeitsplatz. Dennoch gibt es Möglichkeiten, einen Wiedereinstieg zu finden.

Text: Hans Georg Krings, Foto: iStock

Sabine M.* ist 39 Jahre alt und arbeitet seit eineinhalb Jahren beim Personaldienstleister CareFlex, der als Unternehmen der Evangelischen Stiftung Alsterdorf auf Arbeitnehmerüberlassung und Personalvermittlung für soziale Einrichtungen spezialisiert ist. Ihre Festanstellung dort ist keine Selbstverständ-

lichkeit für sie – ganz im Gegenteil. „Ich hatte große Probleme mit dem Vater meiner Kinder und habe dabei gegen das Gesetz verstoßen“, berichtet sie. Vor Gericht wird sie zu einer Bewährungsstrafe verurteilt, ist damit vorbestraft mit Einträgen in ihrem Führungszeugnis. Zu dieser Zeit arbeitet

sie noch bei ihrem bisherigen Arbeitgeber, einer Pflegeeinrichtung. Doch ihre Berufstätigkeit, die Versorgung ihrer beiden Kinder und die weiter andauernden Schwierigkeiten mit ihrem Mann übersteigen ihre Kräfte. Sie wird krank, Burn-out, kann nicht mehr arbeiten. Nach ihrer gesundheitlichen Reha-

bilitation sucht Sabine M. wieder nach einer festen Anstellung im Bereich Pflege. „Dafür erhielt ich aber wegen meines Führungszeugnisses keine Möglichkeit“, schildert sie. „Neun Jahre habe ich mich und meine Kinder über verschiedene Minijobs finanziert, eine unbefriedigende Arbeitssituation ohne Perspektive.“

Die Probleme von Sabine M. sind in Deutschland kein Ausnahmefall. Im Jahr 2013 wurden laut Statistischem Bundesamt insgesamt 755.938 Menschen verurteilt, in Hamburg 18.150. Das ist immerhin 1% der Gesamtbevölkerung Hamburgs. Eine Statistik dazu, wie viele straffällig gewor-

Ausbildung und Berufsberatung trotz Inhaftierung

dene Menschen den Wiedereinstieg in das Berufsleben erfolgreich schaffen, gibt es laut Bundesjustizamt nicht. Doch dass eine geregelte und auskömmliche Arbeit das Risiko eines Rückfalls massiv reduziert, steht außer Frage.

Das Berufsentwicklungszentrum der Justizvollzugsanstalt (JVA) Fuhrsbüttel in Hamburg bietet seit 2007 umfangreiche Möglichkeiten für Berufsausbildung und Weiterbildung an. „In den Betrieben der JVA, die bei der Handwerkskammer eingetragen sind, können Gefangene zum Beispiel den Beruf des Industrieelektrikers, Bäckers oder der

Fachkraft für Metalltechnik erlernen“, beschreiben Heike Hausotte-Gebauer und Jan Mayer vom Berufsentwicklungszentrum der JVA die aktuelle Situation. Hinzu kommen verschiedene Qualifizierungsmodule bis hin zu einem Fernstudium. Dieses Modell wird auch in anderen Bundesländern praktiziert. Viele Insassen haben keinen Schulabschluss oder eine Berufsausbildung – und da jeder verpflichtet ist, im Strafvollzug zu arbeiten, nehmen viele diese Angebote an. „Oft ist es ihr erster Abschluss und der macht sie unheimlich stolz“, freut sich Jan Mayer. Das sogenannte Übergangsmanagement hilft den Gefangenen schon vor der Entlassung, ihren beruflichen Weg später weiter fortzusetzen. „Wir haben sehr gute Kontakte zu den Hamburger Innungen und einer Reihe von Unternehmen. Da klappt es mit der Vermittlung ganz gut. Und unsere Absolventen gelten dort als zuverlässige und gewissenhafte Mitarbeiter“, ergänzt Ferdinand Herrlein, Übergangsmanager der JVA.

Für die Agentur für Arbeit in Hamburg ist die Begleitung von inhaftierten Straffälligen ein wichtiges Thema: „Sie beginnt deshalb schon vor der Haftentlassung, indem ein Berater ein Berufs-Profilung durchführt. Dazu gehören ein Bewerbungsunterlagen-Check, das gemeinsame Suchen nach möglichen Berufsbereichen und das Zuspielden von offenen Stellen“, so Sönke Fock, Vorsitzender der Geschäftsführung. „Die Agentur für Arbeit behandelt Straffällige wie jeden anderen Jobsuchenden auch.“ Dennoch stehe außer Frage, dass potenzielle Arbeitgeber bei Vorstrafen genau hinschauen.

Einzelgespräche schaffen ein verbessertes Verständnis

Auch für die CareFlex Personaldienstleistungen GmbH ist Vorbestrafung ein sensibles Thema: „Grundsätzlich verlangen wir von allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern ein erweitertes Führungszeugnis, das Auskunft über alle begangenen Delikte gibt“, beschreibt Henning Heuer, Teamleiter am Standort Hamburg, das Vorgehen. „Bei fast allen unserer Mitarbeitenden sind ohnehin keine Einträge im Führungszeugnis enthalten. Im Falle einer Vorbestrafung gibt es klare Ausschlusskriterien für eine Anstellung, zum Beispiel schwere Körperverletzung oder Beeinträchtigung der Freiheit sexueller Selbstbestimmung. Sind diese Ausschlusskriterien nicht gegeben und liegt eine gute fachliche Eignung vor, klären wir in einem besonderen Einzelgespräch mit den Bewerbern, was es mit dem Eintrag in ihrem Führungszeugnis auf sich hat. Nach sorgfältiger Abwägung kann es dann auch zu einem Anstellungsvertrag kommen. Wir haben mit dieser Praxis positive Erfahrungen gemacht.“

Dank dieser Offenheit nahm die lange Jobsuche für Sabine M., die nicht im Gefängnis saß, schließlich ein gutes Ende. Bei CareFlex erhielt sie die Chance für ein Gespräch über ihr Führungszeugnis. „Ich war froh, dass ich erklären konnte, wie es zu den Einträgen kam. Das hatte ich bei anderen Arbeitgebern so nicht erlebt. Darüber hinaus konnte ich gute Zeugnisse früherer Arbeitsstellen vorweisen“, beschreibt sie. Kurze Zeit später wird sie fest eingestellt. „Seitdem bin ich ein anderer Mensch und gehöre wieder dazu.“

*Name von der Redaktion geändert

Im Land der SCHLECHTEN WITZE ...

Darf sich eine um Inklusion bemühte Gesellschaft Witze über Menschen mit Beeinträchtigungen leisten? Ist **vorbildhafte Inklusion nicht auch auf einen ironisch-spielerischen Umgang miteinander angewiesen? Das Zauberwort heißt Kommunikation.**

Text: Carsten Germann, Foto: privat



Carsten Germann arbeitet als Sportjournalist mit dem Schwerpunkt Fußball

Robert Warzecha vom SF Blau-Gelb Marburg bestritt 2012/2013 fünf Länderspiele für die deutsche Blinden-Fußballnationalmannschaft und nahm mit dem Team vor zwei Jahren an der Europameisterschaft teil. Vor dieser sportlichen Leistung ziehe ich als passionierter Fußballfan und -autor den Hut. Im November 2013 geriet Warzecha unversehens auf die

Satireseite der taz. In der Rubrik „Gurke des Tages“, dieser berühmt-berüchtigten, keineswegs schmerzfreien Sparte, kommentierte der verantwortliche Redakteur Michael Ringel die Ankündigung einer TV-Sendung über Warzecha so: „Wer immer auch Robert Warzecha ist, dafür braucht es doch keine Fernsehreportage. Der Weg des blinden Fußballers lässt sich doch auch in wenigen Worten

nacherzählen: Aua, oh, nanu, uups, oje, hoppla, ach, seufz, o weh – Sorry, Schiri. Ich dachte, Sie wären dieser verdammte Torpfosten!“ Ich finde das lustig. Mir gefällt der Witz aber und das sage ich als sogenannter „größengeminderter Mensch“, der selber nicht in jede Norm passt. Man kann natürlich im Zeitalter der über die Maßen sensibilisierten

Political Correctness anderer Meinung sein. Dem Präsidenten des Deutschen Behindertenverbandes, Friedhelm Julius Beucher, war in jedem Fall nicht nach Humor. Er warf der taz einen „redaktionellen Missgriff“ vor. Mit ihren Bemerkungen habe die taz das gemeinsame Anliegen der DFB-Stiftung Sepp Herberger, des Deutschen Blinden- und Sehbehindertenverbandes (DBSV) und des DBS, Menschen mit Behinderung in

die Mitte der Gesellschaft zu rücken, eklatant missachtet. Die Kollegin Silke Burmester, die bei Spiegel Online in ihrer gleichnamigen Kolumne über „Helden der Gegenwart“ schreibt, nahm diese Steilvorlage dankbar auf: „Schluss mit der Sprachmaskerade. Aus Respekt vor Menschen mit eingeschränkten Fähigkeiten sollte man diese eingeschränkten Fähigkeiten auch benennen dürfen.“ Überspitzt gefragt: Soll man, darf man oder muss man in einer Gesellschaft, die gerade-

müssen her, um das „Normale“ vom „Eingeschränkten“ abzugrenzen? Wie „normal“ darf oder soll man Menschen mit Behinderung eigentlich behandeln, und schließt diese „Gleichbehandlung“ automatisch auch Witze über sie ein, wie im Fall Warzecha?

Neue Begrifflichkeiten: Sprachliche Sorgfalt statt politische Überkorrektheit
In der öffentlichen Debatte wird um politische korrekte Begrifflichkeiten gerungen. Um die Inklusion sprachlich mit Raum zu füllen, beschäftigen sich seit Jahren Heerscharen von Sprachexperten mit diesem Thema. Der Umgang der Medien mit dem Thema „Inklusion“ ist vielschichtig. Der Hessische Rundfunk (HR) präsentierte im Sommer 2013 einen „kleinen Knigge zum Umgang mit behinderten Menschen“. Der Ansatz dabei: Das Aufeinandertreffen von behinderten und nicht behinderten Menschen ist oft weniger von Vorurteilen als von Hemmungen geprägt – und sorgt für Anspannung. „Sprachliche Sorgfalt ist gefragt“, rät der „Knigge“ des HR. Der Grat

zwischen Respektlosigkeit, Anbietern und respektvollem Umgang mit Menschen mit Handicap ist schmal. Dennoch: Wenn wir Inklusion wollen, dürfen wir nicht überkorrekt agieren, keine – wie Silke Burmester fordert – „Sprachmaskerade“ betreiben.

Ostfriesenwitze, Schottenwitze – und auch Witze über Menschen mit Behinderung!
Kommunikation kann eine wichtige Brücke hin zur „Inklusion“ (zur Normalität?) sein. Ein Rollstuhlfahrer wird niemanden verklagen, wenn man ihm die Frage stellt „Wollen wir spazieren gehen?“. Ein Blinder stört sich nicht an der Formulierung „Auf Wiedersehen“. Redewendungen wie diese und erst recht Witze über Menschen mit Behinderung sind keine Diskriminierung. Sie sorgen für eine ironische Brechung dieses mitunter humorlosen Themas – solange sie nicht die Grenze zur Geschmacklosigkeit überschreiten. Als „größengeminderter“ Mensch muss ich einfach nur schmunzeln, wenn sich Kollegen auf Veranstaltungen oder im Kino eigens eine Reihe

hinter mich setzen mit dem Kommentar: „Jetzt können wir endlich etwas sehen ...“ Scherze auf Kosten von Ostfriesen, Schotten, Saarländern oder anderen liebenswerten wie

Wenn wir Inklusion wollen, dürfen wir nicht überkorrekt agieren

eigenwilligen Landsmannschaften sind seit Jahrzehnten tief in unserer Folklore verwurzelt. Sie lassen sich nicht durch übertriebene Witze ins Abseits stellen. Und so wie diese oft veralberten Gruppen fester Bestandteil der Gemeinschaft sind, so gehören auch die „Menschen mit Behinderung“ dazu. Sie sind dann, wie es bei Spiegel Online heißt, „Teil der Gemeinschaft. Im Zweifelsfall einer Gemeinschaft der schlechten Witze“. ««

Wie viel Political Correctness darf es denn sein?

zu um Inklusion ringt, sogar Witze über Menschen mit „eingeschränkten Fähigkeiten“ machen? Wie viel Political Correctness darf es denn sein? Wie viele sprachliche Kunstgriffe

AUF EINEN KAFFEE MIT Pastor Eckart Drews

Diesmal macht **Werner Momsen** Chefvizite. Er hat sich in Bad Oldesloe im alten Landratsamt mit dem Geschäftsführer der „tohus“ gGmbH auf ein Kaffchen getroffen. Und Pius, dessen ständiger Begleiter, ist auch dabei.

Interview: Werner Momsen alias Detlef Wutschik, Foto: Axel Nordmeier

Herr Drews, was machen Sie hier in dieser Einrichtung?

Eckart Drews: Wir betreuen psychisch kranke Klientinnen und Klienten im Kreis Stormarn.

Und was ist Ihre Aufgabe?

Das ist aber schwer zu beantworten. Sie fragen ja auch nicht einen Lehrer, was machen Sie eigentlich als Lehrer.

Dann frag ich anders, was machen Sie denn von dem, was Sie hier machen, am liebsten?

Wie soll ich antworten – direkt oder ehrlich?

Immer ehrlich! Deswegen sitzen Sie hier mit mir.

Klienten betreuen.

Sie sind ja von Haus aus Pastor. Haben Sie auch noch pastorale Aufgaben?

Ja, wenn Klienten von uns sterben, ziehe ich mir auch mal den Talar über und gestalte die Trauerfeier.

Fließt denn Ihr Glaube in Ihre sonstige Arbeit auch mit ein?

Natürlich ist das Thema Menschenliebe für mich unverzichtbar. Ein Pastor kann häufig leichter Vertrauen schaffen als zum Beispiel ein Jurist. Und man erlaubt mir, auch mehr fromme, grundsätzliche Sachen zu sagen.

Ihr Hund Pius spielt eine wichtige Rolle in Ihrem Leben, oder?

Jedes Geschöpf, das einem nahe ist, spielt eine wichtige Rolle im Leben!

Er ist ja auch therapeutisch unterwegs.

Ja, Menschen mit psychischen Erkrankungen haben in der Regel oft schmerzhaft Erfahrungen mit andern Menschen gemacht. Und da ist es für sie oft leichter, mit einem Tier Kontakt aufzunehmen.

Was muss sich in unserer Gesellschaft ändern, damit wir mit psychisch Kranken besser umgehen oder besser noch weniger psychische Erkrankungen haben?

Wir müssten normaler, offener und souveräner sein. Anderssein darf nicht als Bedrohung erlebt werden. Es ist eine Bereicherung. Von Inklusion profitieren vor allem die „Normalen“.

Was lernen Sie von Ihren Klienten?

Völlig andere Blicke auf das Leben und eine große Toleranz, was das Leben lebenswert macht.

Was macht einen Herrn Drews wütend?

Arroganz, Ignoranz und Abfälligkeit.

Und was macht Sie glücklich?

Wenn zum Beispiel eine Klientin sich trotz großer Angst vorgenommen hat, wieder in eine eigene Wohnung zu gehen, und das umsetzt und mir sagt: „Ich habe es geschafft, ich bin angekommen.“

Wenn nicht mit mir, mit wem würden Sie gerne mal 'nen Kaffee trinken?

Mit der Sozialministerin von Schleswig-Holstein.

Und was würden Sie der sagen?

Wir brauchen eine aktive, inklusive, einladende Politik, damit psychisch Kranke in unserer Gesellschaft eine Heimat finden. Und dafür brauchen sie Wohnungen, die sie aber mit ihren Erkrankungen nicht finden.

Unter uns – man merkt Ihnen an, dass Sie Ihre Arbeit lieben! Aber jetzt müssen wir Schluss machen, Pius muss, glaub ich, mal. Danke fürs Gespräch.



Werner Momsen im Gespräch mit Eckart Drews. Auf dem Schoß Pius, den Dackel.



Wie schnell muss man sein, um seine Ziele zu erreichen?

Menschen sind unser Leben.
alsterdorf Evangelische Stiftung Alsterdorf // www.alsterdorf.de

Elbphilharmonie Konzerte 2015/2016

Nikolaus Harnoncourt
Sir John Eliot Gardiner
Marc Minkowski
Andris Nelsons
Magdalena Kožená
Patricia Kopatchinskaja
Thomas Hampson
Jerusalem Quartet
Maurizio Pollini
Lang Lang
Boston Symphony Orchestra
Die Deutsche Kammerphilharmonie Bremen
Fatoumata Diawara
Avishai Cohen
u.v.a.

Jetzt die besten Plätze sichern
und im Abo bis zu 30% sparen!
www.elbphilharmonie.de/saison-15-16